Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 143

Artikel: Nah am Limit
Autor: Brunnschweiler, Sabina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885167

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VIII. Ol

Illustration: Beni Bischof

Nah am Limit

Skirennfahrer Marco Büchel ist fast zehn Jahre lang keine Abfahrt gefahren. Vor Angst. Der Sprung von Felsen und Brücken hat ihm aber nie Mühe gemacht.

1992 hat es mich auf den Latz gehauen. An einer Europacup-Abfahrt in Laax. Mein Handgelenk war gebrochen, eine komplizierte Fraktur. Ich sah viele Ärzte, bis ich einen fand, der sagte: Das ist kein Problem. Eine Operation, und zwei Tage später fuhr ich wieder ein Rennen. Mit einer Gipsmanchette, die Fäden noch drin. Es war gerade Olympiade in Albertville. Die Abfahrt hatte ich wegen des Umfalls verpasst. Aber im Super G ging ich an den Start. Ich wollte attackieren, wie wenn nichts gewesen wäre. Das gelang mir ganz gut. Bis ich wieder am Start einer Abfahrt stand. Lillehammer. Es lag wenig Schnee, die Piste war eisig. Ich hatte eine hohe Startnummer und sah, wie der erste Läufer verunfallte. Und als ich später oben stand, hatte ich die Hosen gestrichen voll. Es ist, wie wenn dir jemand einen Stein auf die Brust legt. Mitten rein. Du schaust runter und denkst: Diese Bürde kannst du niemandem abgeben. Du bist ganz allein.

Meite Nadig, die damalige Trainerin, hatte mich im Training beobachtet und funkte mir ins Starthäuschen: «Marco, es ist dir überlassen, ob du startest oder nicht.» Etwas Schöneres hätte mir in dem Moment niemand sagen können. Ich schlich rückwärts zum Häuschen raus, packte meine Skis und ging nachhause. Ein Jahr später, in Morioka, versuchte ich es nochmals. Es war eine einfache Abfahrt. Die überstand ich einigermassen. 1994 bin ich noch die Olympia-Abfahrt in Lillehammer gefahren. Und darauf sagte ich mir: Das musst du dir nicht antun. Es macht keinen Sinn, jedes Mal eine solche Qual durchzumachen und doch nur schlechte Resultate zu fahren. Ich konzentrierte mich auf den Riesenslalom.

Als Schulbub war ich eine Wildsau. Meine Eltern hatten es nicht einfach mit mir. Ich machte jeden Blödsinn mit. Fetzte mit dem Rollbrett die Strassen runter, blieb am Randstein hängen und schlug den Kopf auf. Oder ich überholte mit dem Velo Kühe, bis ich frontal in ein Auto tätschte. Ich rutschte das Treppengeländer runter und kippte auf die falsche Seite. Ich glaube, ich hatte von Geburt an einen Überschuss an Energie. Den musste ich im Sport loswerden. Im Winter fuhr ich, wann immer möglich, mit dem Skibus von Balzers nach Malbun. Das war natürlich ein Spielplatz für mich. Ich hab mich ausgetobt, bis der letzte Bus heimfuhr.

Mit zwölf sah ich ein Foto von Fallschirmspringern, das mich nicht mehr los lies. Mit 16 bekam ich von meiner Mutter die Erlaubnis für einen Absprung in Tenero – mit einem alten Kriegsschirm, der sich von selber öffnet. Und von da an gab ich mein ganzes Sackgeld für Tandemsprünge aus. Bis ich mit zwanzig endlich die Lizenz machen durfte. Natürlich war ich am Anfang aufgeregt vor einem Sprung. Den Stein auf der Brust, das habe ich aber nie gespürt. Die erste Zeit plagt dich der Gedanke, ob der Schirm sauber aufgehe. Seit ich das aber selber erlebt habe, bin ich diese Angst los. Ich konnte den Schirm problemlos abtrennen und die Reserve öffnen. Heute setze ich mich ins Flugzeug, gähne und schlafe sofort ein. Fallschirmspringen ist für mich unterdessen alltäglich wie Autofahren oder frei Ski fahren. Seit zehn Jahren springe ich auch von Felskanten, Brücken oder Staumauern. Das erste Mal sprang ich in den Ferien in Florida, von einem Sendemast. Und zuhause >

sparte ich dann für einen eigenen Basejump-Schirm. Sie gehen schneller auf und sind grösser als die herkömmlichen. Damit stellte ich mich also auf die Europabrücke im Tirol – fast 200 Meter hoch – und sagte mir: Es gibt drei Möglichkeiten. Entweder du springst und wirst Basejumper oder du stirbst, oder aber du packst zusammen und gehst heim. Aber wenn du zusammen packst, wirst du nie ein Basejumper sein. Dann bist du ein Vreneli. Ich klettere also über das Geländer, und mein Herzschlag ist hoch wie nie. Ich schnaufe wie verrückt. Es ist am Eindunkeln. Die Autos fahren an mir vorbei und hupen. Und als ich dann endlich springe, schrei ich wie am Spiess. Es war das Paradies. Bei der Landung schlugs mich hin. Woms! Und ich hatte eine leichte Gehirnerschütterung. Aber das war mir wurstegal.

Die Überwindung beim Fallschirmspringen hat mit der Überwindung in der Abfahrt wenig zu tun. Dein Herz klopft schneller vor dem Absprung. Du springst, geniesst den freien Fall, öffnest den Schirm und landest. In der Abfahrt hingegen klopft das Herz zwei Minuten lang schneller. Zwei Minuten Kampf. Jede heikle Stelle braucht neue Überwindung. Du darfst nie den sichersten Weg fahren, du musst immer wieder voll attackieren. Es kann dich überall auf den Latz hauen, und die Aufregung legt sich erst im Ziel.

Sich überwinden: Das ist ein schönes Gefühl. Beim Basejumpen wirst du dafür mit einem sensationellen Erlebnis belohnt. Bei der Abfahrt ist das nicht garantiert. Manchmal stehst du nach einer anstrengenden Fahrt im Ziel und wirst mit einem Kübel kaltem Wasser begossen. Trotzdem: Abfahren ist cool. Vor vier, fünf Jahren habe ich wieder damit angefangen. Man könnte fast sagen, aus Langeweile. Ich war ja nur noch Riesenslalom-Fahrer. 1999 wurde ich in Beaver Creek sogar Vizeweltmeister. Aber die rund acht Rennen pro Saison waren mir bald zu wenig. Deshalb hängte ich Super G an. Und wer Super G fährt, muss Abfahrt zumindest trainieren. Sonst hat man keine Chance. So habe ich mit der Zeit gelernt, mit dem Tempo und den langen Skis umzugehen. In meinem ersten Super-G-Rennen wurde ich dann gleich achtzehnter, im zweiten vierter. Das machte mir Mut. Probiere es also nochmals mit einer Abfahrt, sagte ich mir. Zuerst kam Kitzbühel dran. Die gestandenen Abfahrer haben nicht mit mir gerechnet: «Was? Du fährst das Rennen? Hast du etwas verwechselt? Das ist kein Training heute.» Es lag Neuschnee, die Piste war freundlich. Und ich holte gleich ein paar Punkte. Ich bin Kitzbühel gefahren! Ich bin ein Abfahrer! Die nächste Abfahrt war aber eisig und ich hatte die Hose bereits wieder voll. So ging das eine Weile. Seit letzter Saison kann ich aber sagen: Ich bin angstfrei. Ich fühle mich sehr wohl auf der Abfahrtspiste.

Natürlich stehe ich heute manchmal noch im Starthäuschen und denke: Was machst du hier eigentlich? Jetzt schauen dir alle zu, und du musst es wieder ganz allein hinbiegen.

Durchs Dranbleiben konnte ich die Angst besiegen. Überwinden, überwinden, nochmals überwinden. Das nützt. Und unterdessen habe ich wertvolle Erfahrungen im Abfahrtstraining gesammelt. Abfahrt hat – mehr als die andern Disziplinen – brutal viel mit Erfahrung zu tun. Die Leute denken ja vielleicht schon: Der Büchel ist ein wilder Kerl. Der hat ein verrücktes Hobby und rast mit den Skis halsbrecherisch den Berg hinunter. Der geht ans Limit. Aber in Wahrheit bin ich ein sicherheitsliebender Mensch. Das kann meine Frau bestätigen. «Kalkuliertes Risiko», das ist der Begriff, den ich liebe. Ein guter Abfahrer bin ich erst, seit ich die Disziplin und die Rennstrecken genau kenne. Diese Sicherheit musste ich mir geben. An der Stelle, wo früher die Angst war, sitzt heute der Respekt. Natürlich stehe ich heute manchmal noch im Starthäuschen und denke: Was machst du hier eigentlich? Jetzt schauen dir alle zu, und du musst es wieder ganz allein hinbiegen. Aber heute kann ich Angst in Respekt umwandeln. Angst ist in meinem Job ein Erfolgskiller. Trotzdem braucht es sie. Angst hat mich davor bewahrt, mir weh zu tun. Wenn ich Angst hatte, riskierte ich nicht übers Limit. Ich nahm mich einen Zacken zurück. In der Abfahrt wird man aber nur schneller, wenn man keine Angst hat, wenn man nah ans Limit gehen und die Hundertstel auf der Strecke suchen kann. Wenn dir mit 130, 140 km/h die Skis zittern und du dann noch tiefer runterhockst, um noch ein Hundertstel rauszuschinden, dann bist du ein schneller Abfahrer.

Notiert von Sabina Brunnschweiler